

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | FISCHER

MEHDI MATURI
MIT KERSTIN GREINER

IN DEN IRAN
ZU FUSS. OHNE PASS.

Auf der Suche
nach meiner Mutter

 | FISCHER

Dies ist eine wahre Geschichte. Zum Schutze der Beteiligten wurden Personen, Orte und Ereignisse zum Teil verfremdet.



Originalausgabe

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, März 2020

© 2020 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Karte: Peter Palm, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70021-9

INHALTSVERZEICHNIS

1	In Deutschland: Stuttgart, Januar 2018	9
2	Von Deutschland nach Griechenland: Stuttgart – Feres, 17. – 18. Januar 2018	22
3	Im griechischen Grenzgebiet: Feres – Alexandroupoli, 19. – 25. Januar 2018	38
4	Durch die Türkei: Istanbul – Doğubeyazıt, 25. – 31. Januar 2018	59
5	In der Türkei: Doğubeyazıt, 30. – 31. Januar 2018	69
6	Von der Türkei in den Iran: Doğubeyazıt – Manschahm, 31. Januar – 1. Februar 2018	86
7	Im Iran: Manschahm, 1. Februar 2018	100
8	Im Iran: Manschahm, 1. – 8. Februar 2018	108
9	Im Iran: Sirabia – Teheran, 8. Februar – 6. Mai 2018	124
10	Im Iran: Teheran, 20. April – 6. Mai 2018	146
11	Im Iran: Tiskaria – Sirabia, 6. Mai – 10. Juli 2018	155
12	Im Iran: Grenzstadt Bazargan, 10. – 12. Juli 2018	165
13	Zurück in die Türkei: Bazargan – Doğubeyazıt, 13. – 14. Juli 2018	175
14	In der Türkei: Doğubeyazıt, 14. – 27. Juli 2018	195

15	In der Türkei: Ağrı – Samsun, 27. – 28. Juli 2018	205
16	Über den Grenzfluss: Tekirdağ – Alexandroupoli, 31. Juli – 1. August 2018	214
17	In Griechenland: Alexandroupoli – Thessaloniki, 1. – 3. August 2018	225
18	Von Griechenland nach Spanien: Thessaloniki – Barcelona, 3. – 8. August 2018	230
19	Zurück in Deutschland: München, 8. August 2018	239
	Nachwort von Mehdi Maturi	245
	Nachwort von Kerstin Greiner	249

1

IN DEUTSCHLAND:

STUTTGART, JANUAR 2018

Nachtsichtgerät, wasserfeste Stirnlampe, GPS-Empfänger, Laptop, Smartwatch mit GPS-Funktion, Smartphone, Powerbank, Kopfhörer. Spiegelreflexkamera, Solar-Lade-Panel, Kompass. Sturmstreichhölzer, Jagdmesser. Multifunktionsjacke, Strickjacke, Thermoshirt, Thermo-Kapuzensweatshirt, Thermohose, Jeans. Zwei T-Shirts.

Damenbinden, extra saugfähig. Ich würde mich viele Tage nicht waschen können, so viel wusste ich. Aber verlottert wollte ich auf dieser Route auch nicht aussehen oder stinken, sonst würde ich aufgegriffen werden. Bei denen, die besonders verwahrlost aussahen, schöpften sie Verdacht – auch das wusste ich. Darum die Damenbinden. Die würde ich mir unter die Achseln kleben und wegwerfen, wenn sie nassgeschwitzt waren. So könnte es funktionieren, war ich mir sicher.

Zwei lange Unterhosen. Zwei Paar Skisocken, drei Paar normale Socken. Sieben Boxershorts. Zwei Paar Handschuhe. Doc-Martensstiefel, Air-Max-Turnschuhe. Gelsohlen, Fellohlen, Blasenpflaster. Sonnenbrille, Mütze. Rucksack mit Regenschutz, wasserfester Beutel. Aufblasbare Isomatte, Schlafsack für extreme Niedrigtemperaturen. Parfüm, Elektrorasierer, neunzig weiche Tageskontaktlinsen,

ein paar weiche Monatslinsen, Kontaktlinsenlösung, Zahnbürste, Zahnpasta, Feuchttücher. Erste-Hilfe-Set. Wiederbefüllbare Trinkflasche, Energieriegel.

Eine Plastikplane, sechs Heringe und Seile zum Spannen für die Plane. Ein Zelt wäre zu schwer gewesen. Ich hatte zwar schon eins gekauft, aber wegen den Stangen wäre es ziemlich unhandlich für jemanden, der sich schnell bewegen, vielleicht rennen, fliehen musste.

Nur ein Buch: *Wie man Freunde gewinnt* von Dale Carnegie. Ich hatte es mal gelesen und fand die Tipps gut, wie man Leute überzeugt, einem zu helfen. Oder wie man Konflikten aus dem Weg geht.

Und drei Armbanduhren. Zum Bestechen. Falls ich Hilfe brauchen würde. Oder ich mich freikaufen müsste. Was wusste ich schon zu diesem Zeitpunkt? Auf jeden Fall schienen mir diese drei Uhren eine gute Idee; dazu 580 Euro in bar und mein Pass, der mir auf dieser Reise nicht viel helfen würde.

Ich saß auf dem Boden in der Wohnung meines Jugendfreundes Olek in Stuttgart, bei dem ich die letzten Wochen untergeschlüpft war, hatte alles um mich herum ausgebreitet, was ich auf meine Reise mitnehmen wollte. Drei Mal nacheinander hatte ich ausgesondert. Pullis weg, eine Lederjacke, Hosen, alles zu viel. Dann saß ich vor dieser letzten Auswahl und fühlte mich gut vorbereitet. Das war es. Ich fühlte mich gewappnet, mit allen Wassern gewaschen, ein bisschen wie dieser Typ aus der Serie *Ausgesetzt in der Wildnis* auf DMAX, ein ehemaliger Soldat, der sich durch Regenwälder und Sümpfe kämpfen muss. Im Sommerferienlager hatte ich als Kind den Umgang mit dem Kompass gelernt, auch das Schnitzen und wie man eine Hütte baut. Eigentlich konnte doch gar nichts mehr schiefgehen, dachte ich. Ich wäre so gut wie im Iran. Im Nachhinein war das natürlich vollkommen blauäugig. Ungefähr so, als würde es genügen, ein gutes Paar Turnschuhe zu kaufen, schon kannst du

einen Marathon laufen. Aber das wusste ich an diesem Tag noch nicht.

Mein Plan war, von Stuttgart nach Teheran der Flüchtlingsroute in die entgegengesetzte Richtung zu folgen, mehr als 4000 Kilometer, durch neun Länder, zwei Klimazonen, über Gebirge und Flüsse, Schmugglerwege, Schotterpisten, Trampelpfade, durch Gestrüpp und Geröll, Schnee und Eis. Ich hatte über die Satellitenbilder von Google Maps eine Route ausgewählt, die ich plausibel fand: in der Europäischen Union hoffte ich, noch fliegen zu können – über Wien in die am weitest östlich gelegene griechische Stadt mit Flughafen, Alexandroupoli. Von dort würde ich loslaufen und über den Evros-Fluss schwimmen, der die griechisch-türkische Grenze bildet. Danach müsste ich mich einmal durch die Türkei und über ein Gebirge in den Iran kämpfen.

Ich hatte mich auf den Weg, nicht auf das Risiko konzentriert: Ich verdrängte, dass ich beraubt, verschleppt, verprügelt, verletzt, krank, in Gefängnissen verschwinden, von Grenzern misshandelt oder erschossen werden könnte. Die einzige echte Hürde schien mir in diesem Januar nur der eiskalte und reißende Fluss zu sein. Der Rest würde sich zeigen.

Vom Deutschland illegal in den Iran – dafür packte ich meine Sachen. Weil ich endlich meine Mutter finden wollte. Fast mein ganzes Leben hatte ich geglaubt, sie sei tot. Das hatte mein Vater immer behauptet. Zu Fuß war er Ende der 1980er Jahre vor dem Regime aus dem Iran geflüchtet, meine Geschwister an der Hand, eineinhalb und zweieinhalb Jahre, ich auf seinem Arm, vier Monate alt. 1988 kamen wir in Deutschland an. Unsere Mutter habe uns immer vernachlässigt, erzählte unser Vater: »Sie hat euch allein in ein Zimmer mit vollen Windeln und rotzigen Nasen gesperrt, ihr wart ihr eine Last. Sie war eine Rabenmutter! Am liebsten hätte sie euch auf der Straße ausgesetzt. Die Scharia-Polizei hat sie ins Gefängnis geworfen, wo sie starb.«

Wenn mein Vater über unsere Mutter sprach, dann nur schlecht. Wie wussten nicht mal, wie sie hieß. Ich glaube, ich habe meinen Vater zum letzten Mal nach meiner Mutter gefragt, als ich sechs Jahre alt war. Er war ein Tyrann, der unangefochtene Obermufti der Familie. Er erzog uns mit eiserner Faust. Man fuhr besser, wenn man ihn nicht auf unsere Mutter ansprach.

Der Tag, der Jahrzehnte später mein Leben verändern sollte, begann wie jeder andere. Am Morgen des 22. Februar 2010 klappte ich in meiner Fünfer-WG in München wie jeden Tag meinen Laptop auf. Ich hatte über Facebook eine Mail bekommen, von einem Absender, den ich nicht kannte – von einem Mahan Kharzi.

Er schrieb, er sei der Bruder meiner Mutter und sie suche seit dem plötzlichen Verschwinden ihrer drei Kinder 1988 seit über zwei Jahrzehnten sehnsüchtig nach ihnen; deren Verschleppung sei die grausame Rache eines Despoten an seiner Ehefrau, die sich trennen wollte. Seine Schwester hätte seitdem nie aufgehört, uns zu suchen, lebe aber allein, ohne Zugang zu Internet oder Computern. Sie habe nie wieder geheiratet und war noch nie im Ausland. Eigentlich würde unser Nachname anders geschrieben, deswegen habe er uns immer unter anderen Schreibweisen gesucht, Matauri, Matouri, Matoori, Matauori. Jetzt aber glaube er, uns endlich gefunden zu haben.

Ich war wie versteinert. Geschockt. Verwirrt. Ich wusste nicht, was ich mit der Mail anfangen sollte. Als ich mich wieder gesammelt hatte, antwortete ich:

Ihre Nachricht überrascht mich. Ich habe andere Informationen über meine Mutter. Sie sind der Bruder meiner Mutter? Das heißt: Mein Onkel, oder?

Er schrieb, ja, er sei mein Onkel und Ende der achtziger Jahre aus dem Iran nach Deutschland emigriert, lebe in Köln. Meine Mutter aber wohne im Iran und versuche seit Jahrzehnten ihre entführten Kinder zu finden. Jetzt, mit Hilfe von Facebook, sei es endlich gelun-

gen: Sie würde sich nichts sehnlicher wünschen, als ihre Kinder zu sehen. Ich erfuhr zum ersten Mal ihren Namen: Nada Kharzi.

Das Verhältnis zu meinem Vater war zu dieser Zeit schon so zerüttet, dass ich ihn nicht fragen wollte. Man stellt einen Despoten nicht zur Rede und überführt ihn einer Lüge. Damals, 2010, hatte er auch schon Leukämie, Lungenembolien und einige Schlaganfälle hinter sich. Er lebte zurückgezogen und allein in einer Wohnung in Stuttgart. Ich vermied den Kontakt zu ihm. Als ich ihn, ein paar Wochen später, doch zur Rede stellte, herrschte er mich an, die Familie meiner Mutter seien Lügner und schlechte Menschen.

Nach der Nachricht meines angeblichen Onkels rief ich jedoch meine Geschwister Biana und Attila an. »Hast du auch diese Mail bekommen?«, fragte ich meine Schwester Biana. »Ja, und ich habe diesem Mann geantwortet, er soll uns in Ruhe lassen.« Zu groß war der Hass auf die Rabenmutter.

»Aber sie lebt!«

»Für mich ist sie gestorben, wie für unseren Vater auch.«

Mein Bruder Attila meinte nur, er habe nicht geantwortet und auch kein Interesse, Weiteres zu erfahren, er wollte nichts mehr mit meinem Vater zu tun haben, er hatte mit ihm gebrochen.

Nach diesem Tag im Februar, als die Mail kam, schrieb ich noch ein paarmal mit meinem Onkel hin und her – bis ich wusste, dass die Geschichte wirklich stimmte: Wir waren als Kleinkinder ohne das Wissen unserer Mutter verschleppt worden. Denn mein Onkel schickte mir ein Foto meiner Mutter, auf dem sie in ihren Dreißigern war: Meine Schwester sieht der Frau auf dem Foto wie aus dem Gesicht geschnitten aus.

Trotzdem vergingen sieben volle Jahre, bis ich etwas unternahm. Ich haderte, zögerte, und obwohl ich oft nachts wach lag, versuchte ich das alles zu verdrängen. Aber ich konnte mir gut vorstellen, dass mein Vater nicht nur über den Tod meiner Mutter gelogen hatte, sondern auch über ihren Charakter.

Als mein Vater 2014 unter ungeklärten Umständen starb, nahm er seine Lügen mit ins Grab. Er war in seiner Wohnung erstochen worden, vielleicht von einem Bekannten: Die Polizei suchte nach einem flüchtigen Afghanen oder Iraker, mit dem er noch gesehen wurde, konnte die Tat aber nie aufklären. Vielleicht hatte mein Vater seine Lügen einem Menschen zu viel aufgetischt; wir wissen es bis heute nicht.

Nach seinem Tod wollte ich wie mein Bruder mit meinem Vater und meinen iranischen Wurzeln abschließen, nur meine Geschwister sollten meine Familie sein. Wir überführten die Leiche in den Iran zur Schwester meines Vaters und ihrem Mann, den einzigen uns bekannten Verwandten, mit denen mein Vater Kontakt gehalten hatte. Als Kinder hatten wir sie einmal in einem Urlaub in der Türkei getroffen. Mein Vater wollte immer neben seinen Eltern im Iran begraben liegen. Dafür mussten wir auf dem Konsulat Papiere unterschreiben, ohne mit ihnen persönlich Kontakt zu haben. Sie organisierten die Beerdigung. Danach versuchte ich nicht mehr an meinen Vater, meine angebliche Mutter und überhaupt an unsere seltsame, verschrobene Familiengeschichte zu denken. Ich kappte meine Wurzeln zum Land meiner Herkunft, dem Iran.

Dann stieg ab 2015 die Zahl der Flüchtlinge aus dem Mittleren Osten, und Angela Merkel sagte ihr berühmtes »Wir schaffen das«. Ich dachte immer öfter über unsere Flucht nach, über Vertreibung und entwurzelte, zerrissene Familien, so wie meine. Ich spürte, dass ich mich irgendwann meiner Geschichte stellen musste.

Der Sog zu meiner Geistermutter im fernen Iran wurde stärker. Ich spürte, dass da so etwas wie Sehnsucht war: Ich wollte sie kennenlernen. Was für ein Mensch wäre sie?

Ein Freund, Dariusch, Iraner mit britischem Pass, den ich bei einer Party auf Ibiza im Juni 2017 kennenlernte und dem ich meine Geschichte erzählt hatte, sprach mir immer wieder ins Gewissen: »Du musst deine Mutter kennenlernen, das ist dir klar, Mehdi,

oder? Familie ist das Wichtigste im Leben! Du musst doch wissen, wo du herkommst, wer du bist!«

Nachdem Dariusch mir den entscheidenden Ruck gegeben hatte, fasste ich mir ein Herz: Ich würde mich entgegengesetzt der Flüchtlingsrouten auf den Weg in den Iran machen, entgegengesetzt der Richtung, aus der die Menschen auf gefährlichen Routen vor Krieg und Terror in die EU flüchteten. Damals hatte jeder in Deutschland, jeder in Europa, von Flüchtlingsrouten gehört: Magere Gestalten in zerschlissenen Jacken versuchten mit Schleppern irgendwie in ein anderes Leben zu gelangen als das, was sich in ihrer Heimat bot. Ich sah sie im Fernsehen, auf YouTube oder in Schlangen vor dem Münchener Kreisverwaltungsreferat vor dem Wegweiser stehen mit der Aufschrift »Asyl«: Menschen aus Syrien, Pakistan, Bangladesch, Irak, Afghanistan, Libyen, Libanon. Auf einer Karte von Europa sahen ihre Routen aus wie Blutzuflüsse in ein Organ. Manchmal wurden Routen geschlossen, wie die Balkanroute, als Ungarns Präsident Orban die Grenzen seines Landes dichtgemacht und damit die ganze Route lahmgelegt hatte. Auf anderen Routen über das Meer sanken immer wieder überfüllte Gummiboote mit Hunderten von Menschen; und wenn Kinderleichen an die Badestrände Griechenlands oder Spaniens gespült wurden, hörte die Welt kurz auf zu atmen.

Aber die Schlepper suchten immer neue Wege. Schlepper sind wie Logistiker für Menschenleben, wie Dealer der Freiheit. So viel wusste ich damals; ich wusste, dass ihnen egal war, wer am Ende eines Weges ankommt und in welchem Zustand, Hauptsache, das Geld stimmt; ich wusste, dass sie nur darauf warteten, so viele Menschen wie möglich auf für sie lukrative Weise ins Ungewisse zu schicken. Aber ich ahnte zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass auch ich auf sie angewiesen sein würde.

Heute war für lange Zeit meine letzte ruhige Nacht in Stuttgart. Ich dachte daran, was mein Vater über unsere Flucht vom Iran nach Deutschland erzählt hatte: nicht viel. Nur, dass er uns drei Kinder

mit Schlaftabletten ruhigstellen musste, als es mit einem Schlepper in einem Laster über die deutsche Grenze ging. Meine Geschwister packte er in eine Kiste mit alten Kleidern, die er auf die Ladefläche stellte, mich legte er in der Fahrerkabine in Lumpen gewickelt auf den Boden. Als er die Altkleiderkiste öffnete, dachte er, die beiden Kinder seien erstickt. Panisch warf er meine Schwester in den Schnee, um sie wieder zu beleben: Durch die Kälte wachte sie auf und schrie. Wir konnten uns daran natürlich nicht erinnern. Aber ich habe mir diese Kiste mit den Altkleidern oft vorgestellt, in der meine mit Schlaftabletten sedierten Geschwister schliefen. Wie sie da liegen: wie Wachsfiguren, wie eine Dekoration aus einer schlechten Geisterbahn. Das Bild lässt mich nicht mehr los: Obwohl ich sie nie bewusst gesehen habe, ist diese Kiste immer in meinem Kopf geblieben: als Symbol für das Grauen von Flucht und Vertreibung.

Und jetzt würde ich den gleichen Weg wieder zurückgehen, den gleichen Weg wie vor dreißig Jahren, als mein Vater mit uns illegal über die Grenzen kam. Denn mit meinem Pass blieb mir keine andere Wahl: ein deutscher Reisepass mit Bundesadler darauf, aber mit blauem Einband, nicht mit bordeauxrotem. Unter dem Wort »Reiseausweis« steht in Klammern klein der Zusatz: »Abkommen vom 28. Juli 1951«, das Datum der Genfer Konvention. Ich bin anerkannter Flüchtling in Deutschland. Dieser Pass ist eine große Chance für Menschen auf der Flucht, wie wir es 1988 waren.

In Europa kommt man mit dem blauen Pass gut zurecht, außerhalb der Schengen-Staaten aber braucht man für viele Länder Visa, die ein Flüchtling oft nicht bekommt. Ich habe einmal ein Visum für die USA beantragt: Die Frau im Konsulat stempelte vor meinen Augen den roten »Declined«-Stempel auf meinen Antrag und zuckte nur mit den Achseln, als ich sie fragte, warum ich nicht einreisen dürfe.

Sogar innerhalb der EU hat mir einmal ein British-Airways-Mitarbeiter trotz gültigem Ticket grundlos den Flug nach London verweigert. Außerdem ist der blaue Pass nur gültig mit einer Auf-

enthaltkarte, auf der der Wohnsitz eingetragen ist. Man muss ihn alle drei Jahre verlängern, wofür man den Nachweis des Wohnsitzes mit einer Bestätigung des Wohnungseigentümers braucht. Das war für mich immer schwierig, weil ich viel bei Freunden oder in Wohngemeinschaften gewohnt habe, wovon die Eigentümer nicht unbedingt etwas wussten. Unter der Zeile »gültig bis« stand bei mir: 2016. Er war schon zwei Jahre abgelaufen. Als ich ihn aber 2013 das letzte Mal verlängern ließ, meine Wohnsitze jedoch kaum nachweisen konnte, drohte mir die Frau im Einwohnermeldeamt, mir keinen Meldenachweis zu geben, sollte ich die fehlenden Wohnungsnachweise nicht erbringen: Aber ohne Meldenachweis gibt es keine Verlängerung des Passes, ja, es wäre sogar Grund genug, ihn einzuziehen. Dieses Mal drückte sie noch ein Auge zu, das nächste Mal nicht mehr. Das wollte ich nicht riskieren. Außerdem würde ich wieder nicht die Wohnungsnachweise bringen können. Und wollte nicht Gefahr laufen, ganz ohne Pass dazustehen. Ich dachte: Ein abgelaufener Ausweis ist immer noch besser als ein eingezogener.

Als ich mich entschlossen hatte, meine Mutter zu finden, versuchte ich erst auf legalem Weg in den Iran zu reisen. Im Sommer 2017 war ich innerhalb weniger Wochen viermal beim iranischen Konsulat in München sowie bei der iranischen Botschaft in Berlin. Die iranischen Beamten musterten mich und meinen blauen Pass. Sie hatten beigefarbene Hemden ohne Krawatte an, die obersten Knöpfe offen. Mein Vater hatte mir erzählt, dass die Krawatte nach der iranischen Revolution 1979 als Zeichen westlicher Dekadenz sogar verboten war. Ich schätze, sie sind bei iranischen Gesetzestreuen bis heute verpönt.

In der Schalterhalle der Botschaft roch es nach Männerschweiß, meine Turnschuhe quietschten auf dem Linoleum. Dem Mann am Schalter schien nicht zu gefallen, dass ich meine Haare lang und zum Zopf gebunden trug, das spürte ich an seinem Blick. Ich fühlte mich fremd. Ich hatte nicht das Gefühl, bei Menschen aus meiner Heimat vorzusprechen.

Die Beamten machten mir klar, dass ich ohne roten, deutschen Reisepass keine Chance auf ein Visum für den Iran hatte. Also wollte ich einen iranischen Pass beantragen. Schließlich stand in meinem blauen Flüchtlingspass unter Staatsangehörigkeit: »Islamische Republik Iran«.

Bisher hatte ich nicht viel mit iranischen Behörden zu tun gehabt. Meine Geschwister und ich kannten den Iran kaum. Ich wusste, dass der Iran ein Staat vieler Völker ist, in dem neben Persern noch andere Ethnien wie Türken, Kurden, Araber leben: Jeder Perser ist Iraner, nicht jeder Iraner Perser. Mein Vater war immer stolz darauf, Perser zu sein. Die Perser betrachteten sich als eine Art auserwähltes Volk, als besonders alte und weise Hochkultur. In Deutschland hatte mein Vater zwar gern persisch gekocht, Tschelo Kebab, persische Hackspieße, oder Ghormesabsi, Fleisचेintopf mit Kräutern und Limetten, und manchmal auch einen Schafskopf, vor dem wir Kinder uns nicht gruselten, weil wir oft Schafsköpfe gegessen haben. Das war es aber auch an persischer Kultur in unserer Familie. Meine Geschwister und ich waren noch nie in einer Moschee gewesen, wir sprachen kaum ein Wort der persischen Sprache, die Farsi heißt, wir hielten kaum Kontakt zu Verwandten, und in den Iran waren wir nie gereist. Wir feierten Neujahr nicht im März wie die Perser, sondern wie alle Deutschen an Silvester, wir spielten Fußball im Verein in Schwäbisch Hall, wo wir aufwuchsen, und lebten auch sonst wie ganz normale deutsche Jugendliche. Außer vielleicht, dass auf den Klingelschildern unseres Mietshauses ausschließlich Namen standen, die die meisten Deutschen nicht mal versuchsweise aussprechen konnten, und wir Jungs in der Pubertät anfangen, diese komische selbst erfundene Kanaken-Sprache zu sprechen, wie es alle ausländischen Jugendlichen irgendwann mal tun und dann vielleicht auch wieder bleiben lassen, so wie wir.